

BÜCHER

Geschichte der Geldtheorie

Rezension von: Jan Greitens,
Geld – Theorie – Geschichte, Metropolis,
Marburg 2019, 358 Seiten, gebunden,
€ 29,80; ISBN 978-3-731-61380-0.

Wer einmal versucht hat, Theorien über das Geld zu studieren, der weiß, wie leicht man sich dabei verlieren kann. Die Gefahr wird noch größer, wenn man zurück in die Geschichte blickt. Der Autor dieses Buches über die Geschichte der Geldtheorien ist sich dieser Gefahr sehr wohl bewusst und beginnt deshalb mit einer Beschreibung, was er alles nicht einbeziehen wollte oder konnte. Für den Leser und die Leserin ist wichtig zu wissen, dass moderne Geldtheorien nicht berücksichtigt werden, weil sie sich mit der philosophisch anmutenden Frage nach dem Wesen des Geldes nicht (mehr) befassen.

Fragen auf der Metaebene

Um dem Publikum eine gewisse Einordnung zu ermöglichen, werden im ersten Kapitel geschichtlich herausragende Definitionen der ökonomischen Wissenschaft aufgelistet, aber auch verschiedene dogmengeschichtliche Standpunkte zu der Frage, wie die Entwicklung dieser Wissenschaft in Zusammenhang mit der Wirtschaftsgeschichte dargestellt werden könnte oder sollte. Auch das zweite Kapitel, in dem die Geschichte des Geldes skizziert wird, trägt vorbereitenden Charak-

ter. Traditionelle Begriffe des Geldwesens, wie Scheidemünze, Schlag-schatz usw. werden leserfreundlich in separaten Kästen erläutert.

Im dritten Kapitel werden zentrale Fragen der Geldtheorie aufgeworfen: „Warum gibt es Geld und wie ist das Verhältnis zwischen Geld im engeren Sinne (Währung) und Geld im weiteren Sinne (Kredit)?“ (S. 96). Greitens antwortet zunächst mit den allseits bekannten Geldfunktionen, die allerdings nur beschreiben, wozu Geld dient, aber auch keine „Wesensdefinition“ liefern. Die Geldfunktionen (Tausch-, Zahlungs-, Wertaufbewahrungsmittel und Wertmaßstab) werden inhaltlich vertieft. In diesem Zusammenhang erfolgt der Hinweis, dass man eine reine Tauschwirtschaft, wie sie beispielsweise Marx am Anfang seines ökonomischen Hauptwerkes „Das Kapital“ unterstellt, historisch angeblich vergeblich sucht – eine Analyse von Homers Ilias zeigt etwas anderes.¹

Im weiteren Teil des dritten Kapitels, das die Gesamtüberschrift „Geld-Theorie“ trägt, werden dann abgehandelt: Geldformen und Geldmengen sowie Finanzsysteme (verschiedene Arten und Funktionen). Erst im fünften Abschnitt des dritten Kapitels treten wir der Geschichte der Geldtheorien ein wenig näher. Zunächst geht es um die Struktur dieser Theorien, genauer gesagt um die Suche nach einem Ordnungsschema, das dazu dienen soll, die Vielzahl von Geldtheorien überblicken zu können. Greitens diskutiert verschiedene Ansätze, die jeweils dichotom sind: *Currency-* oder *Banking-Principle*, Nominalismus oder Metallis-

mus, statische oder dynamische, kallaktische oder akallaktische Theorien – um sie alle als unzureichend zu verwerfen und sich schließlich der Theorie von Werner Ehrlicher über das Wesen des Geldes,² das in der Wertaufbewahrung bestehe, zuzuwenden. Dieser grundlegende Ansatz für ein Ordnungsschema wird mit anderen Unterscheidungen gekoppelt und dann mit den in der Literatur vorfindlichen Ansätzen aufgefüllt.

Der Leser und die Leserin sollten wissen, dass es der Autor für notwendig hält, die historischen Theorien in einem durchdachten Klassifikationschema zu präsentieren. Dem dienen auch die einleitenden Erörterungen über die Verzahnung von Wirtschafts- und Dogmengeschichte. Die vom Autor vertretene relativistische Position hat zur Konsequenz, dass die innerhalb des Schemas dargestellten Theorien nicht als potenziell wahre oder falsche Hypothesen über reale Zusammenhänge, sondern als historisch verschiedene Sichtweisen aufgefasst werden.

Damit ist eine Gefahr verbunden, auf die besonders der an realen Zusammenhängen interessierte Leser aufmerksam gemacht werden muss: Beim Lesen des dritten Kapitels darf man nicht vergessen, dass Theorien auch dann referiert werden, wenn bloß hypothetische Aspekte des Geldsystems beschrieben werden. Man ist ständig versucht, die Frage nach der gegenständlichen Wahrheit der aufgestellten Behauptungen zu stellen, auf die es dem Autor aber gar nicht ankommt.

Historische Geldtheorien

Das vierte und letzte Kapitel widmet sich dann endlich (nach 137 einführen-

den Seiten!) dem Thema des Buches: der Geschichte der Geldtheorien. Vor dem Leser und der Leserin liegen jetzt noch knapp 200 Seiten, gefüllt mit Gelehrsamkeit, wegen der er oder sie das Buch in die Hand genommen hat. Hier ein paar kurzgefasste Kostproben:

In Zeiten galoppierender Inflation, verursacht durch Münzverschlechterungen der Fürsten, begründet Nicolaus Oresmius 1357-1358 die Notwendigkeit der Stabilität des Geldwertes ökonomisch: Sie verhindere die Verarmung der Untertanen, die Bereicherung der Geldwechsler und Spekulanten, das Eindringen schlechten Geldes und den Rückzug internationaler Händler. Der nominale Wert der Münzen muss – nach Abzug der Prägekosten – dem Wert des darin enthaltenen edlen Metalls entsprechen. Geld wird als eine mehr oder weniger wertvolle Ware betrachtet, die auf dem Markt gegen andere Waren getauscht wird.

Nikolaus Copernikus baut 1526 die Warentheorie des Geldes nach zwei Seiten aus, indem er zwischen Schätzung und Geltung einer Münze unterscheidet. Die Geltung einer Münze entspricht dem nominalen, aufgeprägten Wert, zum Beispiel der Menge an Edelmetall, die dafür gekauft werden können soll; die Schätzung dagegen entspricht dem, was man wirklich für die Münze bekommt. Die Geltung einer Münze sollte für ihr normales Funktionieren stets ein wenig höher sein als ihre Schätzung, die vor allem vom Metallgehalt abhängt (andernfalls wird die Münze eingeschmolzen). Die Differenz zwischen beiden Merkmalen sollte den Aufwendungen der Münzer entsprechen. Aber auch wenn die Geltung dieser Norm entspricht, kann ein Zuviel an geprägten Münzen zu ihrer Entwertung führen, sodass sie eingeschmolzen

wird. In diesem Fall wird die Münze als solche geringer geschätzt, als sie – dem Metallgehalt nach – wert ist. Dieser Fall zeigt, dass die Unterscheidung zwischen Schätzung und Geltung durch eine dritte Kategorie ergänzt werden müsste – dem Wert der Münze, der in diesem Kontext durch ihren Metallgehalt definiert ist.

Jean Bodin führte in einer Streitschrift von 1566 die Teuerung in Frankreich auf fünf verschiedene Ursachen zurück, von denen die Zunahme des als Münzen zirkulierenden Edelmetalls die wichtigste ist. Deshalb gilt er als Vater der Quantitätstheorie, wonach die Preise von der Geldmenge abhängen.

In einer Richard Cantillon 1730 zugeschriebenen Schrift wird der Wert aller Güter – auch der von Gold und Silber – auf die Faktoren Boden und Arbeit zurückgeführt, „die zu ihrer Produktion erforderlich sind“ (S. 198). Cantillon favorisiert wie John Law den Boden als Geldbasis, weiß aber, dass dessen Wert nicht stabil ist – wie der anderer Waren auch. In Abhängigkeit von Angebot und Nachfrage schwankt der Marktwert um jenen von Arbeit und Boden bestimmten „inneren Wert“. Infolge Verrechnungen zirkulieren stets mehr Werte, als tatsächlich Bargeld in der Zirkulationssphäre vorhanden ist. Cantillon hat eine klare Vorstellung davon, dass die Umlaufgeschwindigkeit in etwa die gleiche Wirkung hat wie eine Veränderung der Geldmenge. Er entwickelt eine Theorie, wie sich ergiebigere Gold- und Silberquellen sukzessiv über eine Volkswirtschaft durch Erhöhung der Einkommen ausbreiten und dabei zu einer anderen Verteilung von Arm und Reich führen.

Im Streit zwischen der *Currency*- und der *Banking-School* vertritt Thomas

Tooke 1844 die letztere mit dem Ziel, den durch die Edelmetalldeckung eng begrenzten Rahmen des nationalen Kredits aufzulockern. Nicht die Geldmenge bestimme die Preise, sondern umgekehrt die Preise zusammen mit der zahlungsfähigen Nachfrage die Geldmenge. Sollte dabei das von der Bank of England emittierte Geld knapp werden, wird es durch Warenwechsel ersetzt, die die Funktion des Geldes übernehmen. Da Wechsel heutzutage kaum benützt werden, könnte man daraus die Schlussfolgerung ziehen (und sie ist auch von den Zentralbanken gezogen worden), dass die Geldmenge elastisch sein muss, um eine bestimmte Art von Krisen zu vermeiden. Im Grunde können damit alle Geldtheorien, die behaupten, Geld müsse knapp gehalten werden, als gescheitert angesehen werden.

In Greitens Zusammenfassung der klassischen Geldtheorie steht die Kontroverse zwischen der *Currency*- und der *Banking*-Interpretation der Verkehrsgleichung im Zentrum. Leider wird dabei die Position der ersteren Schule an einer Stelle falsch dargestellt: $M * V$ ist aus dieser Perspektive nicht die Wirkung, sondern die Ursache von $P * T$.

Deutschsprachige Geldtheoretiker

Im Abschnitt 4.4 werden einige deutschsprachige Geldtheoretiker berücksichtigt. Den Anfang macht ein Text von Johann Heinrich Gottlob Justi aus dem Jahre 1766. Greitens beendet diesen Abschnitt mit der staatlichen Theorie des Geldes von Georg Friedrich Knapp und berücksichtigt taxonomisch auch dessen Vorläufer. Für Knapp ist Geld das, was der Staat als solches festsetzt. Die wesentliche

Funktion des Geldes besteht darin, Schulden ultimativ tilgen zu können. Erwähnt wird, dass sich die *Modern Monetary Theory* auf Knapp beruft. Interessant ist auch die Einschätzung durch Ludwig von Mises, wonach Knapps Theorie überhaupt keine (ökonomische) Geldtheorie sei. Ähnlich das Urteil von Hilferding, Fisher und Schumpeter.

Bei der Darstellung der Wert- und Geldtheorie von Karl Marx unterlaufen dem Autor kleine, aber wichtige Ungenauigkeiten. So stellt sich bei Marx im einfachen Tausch der Wert einer Ware A nicht, wie Greitens schreibt, im Wert einer anderen Ware B dar, sondern in deren Gebrauchswert. Es ist auch nicht richtig, dass in diesem Verhältnis die eine Ware nur qualitativ und die andere nur quantitativ betrachtet wird – es ist immer eine bestimmte Gebrauchswertmenge, deren Wert in der Gebrauchswertmenge einer anderen Ware dargestellt wird.

Wie man des Öfteren und auch hier lesen kann, wird Marx, der den gesellschaftlichen Wert streng von seiner physischen Existenzform unterschieden hat, aufgrund einer Definition von Schumpeter (1965/2007, S. 367f) den Metallisten zugeordnet. Das trifft auf einen Teil seiner Geldtheorie zu, macht aber auch deutlich, dass eine dichotome Einteilung zu grob ist, um die Feinheiten der Marx'schen Theorie zu erfassen. Für Vertreter metallistischer Geldtheorien ist der Wert des Geldes identisch mit dem, was man dafür kaufen oder eintauschen kann (eine bestimmte Gebrauchswertmenge); für Marx ist diese aber nur eine Erscheinungsform eines dahinter verborgenen gesellschaftlichen Verhältnisses, das auch durch relativ wertlose Papierzettel – durch „Staatspapiergeld mit Zwangs-

kurs“³ – dargestellt werden kann. Seine Erklärung für den Übergang des Warengeldes zu bloßen Symbolen als Repräsentanten von Wert⁴ wäre zwar aus historischer Sicht zu kritisieren, weil sie die Rolle des Warenwechsels und der ersten nicht-staatlichen Banknoten übersieht, aber sie unterstellt keineswegs, dass Geld eine Ware ist oder durch eine solche „gedeckt“ ist. Durch welche Ware sollte denn Staatspapiergeld mit Zwangskurs gedeckt sein?

Neoklassik und Schumpeter

Nach den beiden Autoren in Abschnitt 4.5 werden Geldtheoretiker der Neoklassik präsentiert. Carl Menger macht den Anfang, der das Geld deduktiv aus dem Tausch entstehen lässt, ähnlich wie Marx, aber ohne dessen Wert- und Entwicklungstheorie. Irving Fisher formuliert in seinem Buch „The Purchasing Power of Money“ (1911) die Verkehrsgleichung mathematisch und bezieht dabei Depositen ein, obwohl er sie nicht als Geld betrachtet. Es scheint, dass er der Vater der Vorstellung ist, dass der Geldmultiplikator konstant ist, die sich mehr als ein halbes Jahrhundert später definitiv als falsch herausstellen sollte.⁵ Aus diesem Grund hätte vielleicht erwähnt werden müssen, dass Zentralbanken heutzutage nicht mehr versuchen, die Geldmenge zu steuern.

Mit Joseph A. Schumpeter wird der referierte Reigen von Geldtheoretikern beendet. Er steht dem Geldmultiplikator bereits 1918 skeptisch gegenüber, ebenso der Theorie, dass der Staat definiere, was Geld ist. Ansonsten stimmt er mit Knapps Nominalismus überein: Geld ist so etwas wie eine Theatermarke, ein Anteils- oder Anrechtsschein

am Sozialprodukt. Auf dieser Basis versucht er, verschiedene Geldtheorien (z. B. *Currency-* und *Banking-School*) durch kritische Würdigung theoretisch zu vereinen. Schumpeter steht in der von Macleod 1855 begründeten Tradition, wonach Banken Kredite aus dem Nichts produzieren; er weiß aber, dass die Möglichkeit einer unbegrenzten Kreditausweitung inflationär wirkt und durch die Bindung an etwas Wertvolles gebremst werden muss.

Gesamturteil

In dem sehr kurzen 5. Kapitel macht Jan Greitens noch einmal die Schwierigkeiten einer Klassifizierung der Geldtheorien deutlich und spannt den Bogen zur aktuellen Diskussion – ohne selber dazu Stellung zu nehmen. Insgesamt werden im 4. Kapitel 21 Geldtheoretiker sehr gedrängt besprochen, angefangen von ihrer Biografie über eine Analyse jeweils eines wichtigen Textes bis zur abschließenden Würdigung. Das Buch ist durchweg reich bebildert und verständlich geschrieben. Leider hat sich der Autor nicht die Mühe gemacht, ein Sachwortregister hinzuzufügen. Wer weiß schon auf An-

hieb, was ein *Price-Specie-Flow-Mechanism* ist, und vor allem, auf welcher Seite man das nachlesen kann? Insgesamt handelt es sich aber um ein gediegenes Buch, das sich wohltuend von manchen Druckwerken über die moderne Geldtheorie abhebt.

Georg Quaas

Anmerkungen

- ¹ Quaas (2016) 313ff.
- ² Ehrlicher (1965) 231-258.
- ³ Marx (1890) 141.
- ⁴ Ebendort 114f, 140f.
- ⁵ Poole (1970) 215.

Literatur

- Ehrlicher, Werner, Geldtheorie, in: Handwörterbuch der Sozialwissenschaften, Bd. 4 (Stuttgart u. a. 1965).
- Marx, Karl, Das Kapital, Bd. 1 (Hamburg 1890), in: MEW 23 (Berlin 1986).
- Poole, William, Optimal Choice of Monetary Policy Instruments in a Simple Macro Model, in: The Quarterly Journal of Economics 84/2 (1970).
- Quaas, Georg, Die ökonomische Theorie von Karl Marx (Marburg 2016).
- Schumpeter, Joseph A., Geschichte der ökonomischen Analyse I (Göttingen 1965/2007).